

DAS VORWORT

Sich in den Dialog zwischen Koch und Jaga einzubringen, ist eine gleichermaßen schöne wie auch mittlerweile wichtige Sache. Denn wir leben in einer Zeit, in der die normalsten Dinge nicht mehr normal sind und neu definiert werden.

Die Symbiose zwischen dem Koch und dem Jaga ist eigentlich die älteste, natürlichste und nachhaltigste seit dem Bestand von Kulturen. Je höher man da ansetzt, sowohl im Ethischen als auch im Geschmacklichen, desto besser. Das Zerwirken und die Verwertung des Wildes ist für die meisten jungen Köche ja schon lange aus ihrem Blick und ihrem Wirkungsfeld gerückt – leider. Weder in den höheren noch in den normalen Berufsschulen lernt man diesen gesamtheitlichen Umgang mit dem, was die Natur uns gibt. Ausnahmen bestätigen die Regel.

Umso mehr imponiert mir der Impuls dieses Buches, das dem Leser einen genauso sinnlichen wie auch ethischen Zugang eröffnet. Dies ist umso wichtiger, als das heimische Wildfleisch zunehmend dem Preisdruck von Importware aus vielen verschiedenen Ländern ausgesetzt ist. Wenn man von der Vermassung im kulinarischen Bereich einmal absieht, haben wir ja alles in Hülle und Fülle, beste Wildqualität und das Know-how unserer großartigen Köche und Küche. Wer diesem natürlichen Prozess nahe ist – also von der Hege bis zum Erlegen und Verwerten –, für den ist es selbstverständlich, dass von einem Wildtier, aber auch von jedem anderen Tier, so viel wie möglich zu verwerten sein sollte.

Das sind wir dem Lebewesen schuldig. Und darüber hinaus sind wir es uns und der Schöpfung schuldig, dass wir ihre Gaben mit aller Fantasie und allem Können und aller Lust so köstlich wie möglich zubereiten.

Viel Freude beim Lesen und gutes

Gelingen beim Nachkochen!

TOBIAS MORETTI

DER INHALT

Wie sich das Wild verhält und vermehrt, wann und wie man es erfolgreich beobachten kann, wie man es erlegt und wie man Wildbret auf neue Art und immer wieder köstlich zubereitet.

Dokumentation eines Kreislaufs von Hege, Ernte und kulinarischer Nutzung einer wertvollen Gabe der Natur.

Das neue Bild der Jagd in zahlreichen Bildern von der Wildbeobachtung und Pirschgängen, mit Texten, die das Verständnis für Wildtiere und ihre Probleme fördern, und mit Rezepten, nach denen wunderbare Gerichte mit Wildbret gelingen.

Seite 010 — **Das Jagen**

Seite 022 — **Der Jaga und sein Hund**

Seite 024 — **Die Wildgattungen**

Seite 094 — **Die Pirsch**





DAS JAGEN

Vom Jagen, Fangen, Hegen, Herrschen

Im vierten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung machte sich in Ephesos Heraklit Gedanken über die Welt und ihre Ordnung. Einige seiner Erkenntnisse wurden zu geflügelten Worten. Etwa, dass „alles fließt“, womit der Denker das stete Werden und Vergehen im Kreislauf der Natur zum Ausdruck brachte. Heraklit stellte auch fest, dass der Krieg der Vater aller Dinge sei, denn der Krieg erzeuge Armut und Reichtum, mache Herrscher und Sklaven und so weiter.

Weil der Krieg und die Jagd in den frühen Zeiten viele Gemeinsamkeiten hatten, hätte Heraklit hinzufügen können, dass die Jagd die Mutter aller Dinge sei, denn für die Jagd mussten sich die Jäger rüsten, mussten Waffen und Fallen erdenken und herstellen. Die Jäger mussten sich auch organisieren und arbeitsteilig vorgehen, um gefährliche Tiere zu erlegen. Mit dem technischen Fortschritt – vom Faustkeil zur Axt, von der Axt zum Speer, vom Speer zu Pfeil und Bogen und mit der Organisation von Jagdgesellschaften – befinden wir uns an der Wiege der Zivilisation.

VON DER FALLE ZUR VIEHZUCHT — Die frühen Menschen beschafften sich ihre Nahrung durch Sammeln und Jagen. Während das Sammeln Kenntnisse über essbare Pflanzen, Früchte, Vogelgelege etc. erforderte, musste der Mensch bei der Jagd einfallsreich vorgehen. Eine der Erfindungen für die Erbeutung großer Tiere war die Fallgrube, eine andere war das Gehege. Die Menschen bauten an geeigneten Stellen undurchdringliche Zäune, trieben Tiere in diese Umfriedungen und verschafften sich so einen lebenden Fleischvorrat.

Aus dieser „Gatterhaltung“ entstand die Viehzucht mit den bekannten Vorteilen für die Spezies Mensch. Die Verwertung von Tieren – ob erjagte oder gezüchtete – brachte dem Menschen erst jene Überlegenheit, die ihm Raum für

die Entwicklung von Kultur und Wissenschaft eröffnete. Für Kunst auch, wie sich an den Wänden der Höhlen von Lascaux eindrucksvoll studieren lässt. Die mindestens 15 000 Jahre vor unserer Zeit entstandenen Darstellungen zeigen Wildtiere – Hirsche, Pferde, Steinböcke, Auerochsen, Großkatzen, Wisente, ein Nashorn, einen Bären, ein Rentier. Auch eine Jagdszene wurde auf den Fels gezeichnet, was die Bedeutung der Jagd und der Konfrontation mit Wildtieren für die Menschen der Frühzeit unterstreicht.

DURCH DIE JAGD ZU ANSEHEN UND MACHT — Von der Jagd als Substrat für das Wachstum von Kultur bis zur Jagd als Kulturgut brauchte es noch etwa 10 000 weitere Jahre. Schriftliches Zeugnis haben wir darüber, dass in den Stadtstaaten Griechenlands die erfolgreiche Ausübung der Jagd ein Mittel war, um einen hohen Status in der Gesellschaft zu erlangen. Mit dem Erlegen großer Tiere ließ sich zeigen, wer das Zeug zum Krieger und zum Beschützer der Gesellschaft hatte. So fanden Herrschertum und Jagdwesen zueinander, und bis in die jüngste Vergangenheit sollten sie eng miteinander verwoben bleiben.

DER STATUS IM NEUEN BILD DER JAGD — In einem neuen Verständnis der Jagd, das den Jäger und die Jägerin nicht mehr als Helden führt, ist die Jagd als Vehikel zu mehr Prestige von geringerer Bedeutung. Anerkennung gewinnt nicht, wer viele große Tiere zur Strecke bringt, sondern wer die Jagd im Dienste der Natur und des gemeinsamen Lebensraums von Wild und Mensch betreibt.

ZUR ETYMOLOGIE

„Jagd“ ist ein Vokabel, das die Zeiten fast ohne Veränderung überdauert hat. Schon im Althochdeutschen – also ziemlich nah an der Wurzel der deutschen Sprachgeschichte – bezeichnete das Wort jagōn ziemlich genau das, was wir heute unter jagen verstehen.

Adonis – dem schönsten Mann im Reich der mythischen Gestalten – wurde die Jagd zum Glück und Schicksal: Auf der Jagd begegnete er der Liebesgöttin Aphrodite, auf der Jagd beendete seinen göttlichen Lebenslauf ein wilder Eber (in dessen Haut sich freilich der in Eifersucht entflammte Kriegsgott Mars verborgen hielt).

Hohe Jagd, niedere Jagd, keine Jagd

Die Idee der minimalen Reviergröße geht auf ein Gesetz Franz Josephs I. zurück – das erste Gesetz, das der Kaiser in seiner 68 Jahre währenden Regentschaft unterzeichnete.

Für die Jagd als Insignum der Macht und Quelle von Vergnügen wurden früh schon gesetzliche Regeln entwickelt. Die ersten Jagdordnungen datieren in jene Zeit, als sich im Europa nach der Völkerwanderung die ersten Staaten und Hoheitsgebiete, Königreiche und Herzogtümer konstituierten. Dabei gefiel es den Fürsten auch, das Nutzungsrecht der freien Natur zu beanspruchen. Man unterschied schließlich zwischen „Wald“, der niemandem gehörte, und „Forst“, über den der Herrscher verfügte. Im Wald durfte jeder jagen, im Forst war es alleinige Sache des Herrschers. Er konnte das Jagdrecht auch delegieren, indem er es beispielsweise an Adelige geringeren Grades als Lehen gab oder Klöstern das Recht auf Jagd übertrug.

Weil den Bauern in der Regel die Mittel zur Jagd fehlten – nämlich Waffen, Pferde, Hunde ... – blieb die Jagd auf hochmögende Herren beschränkt; die Bauern betätigten sich allenfalls im Fallenstellen und Schlingenlegen.

Unter allen Herrscherdynastien haben sich die Karolinger (751–987) in der Entwicklung von Jagd- und Jagdrecht besonders hervorgetan und konnten stilbildend für das Jagdwesen auf deutschem und französischem Geläuf wirken.

DIE REVIERE ALS GRENZEN DES HERRSCHAFTSANSPRUCHS — Das Abstecken von Revieren datiert ins 11. Jahrhundert. Kaiser und Könige bestimmten Wildbanngrenzen, innerhalb derer nur sie selbst oder von ihnen Ermächtigte zur Jagdausübung und Forstwirtschaft berechtigt waren. Mit diesen Wildbanngrenzen wurden auch die zuvor nur sehr unbestimmt definierten Grenzen des Herrschaftsanspruchs erstmals klar und deutlich.

Schließlich war es Maximilian I., der letzte Ritter, der um das Jahr 1500 schriftlich niederlegte, was zu seiner Zeit radikal fortschrittlich war und heute fundamental für die Jagd ist: Gedanken zur Ökologie, Anweisungen zur technisch korrekten Jagd, Vorschriften für nachhaltige Bewirtschaftung der Jagdgebiete. Den Abschussplan hat der Kaiser gleich miterfunden.

Die weise Fürsorge des Herrschers hatte einen enormen Anstieg der Wildpopulation zur Folge, was wieder die Jagd erheblich erleichterte und (dies gar nicht vorbildlich für die heutige Zeit) zur Ausbildung kurioser Praktiken führte – zum Beispiel der des „Gämsenstechens“. Dabei wurden die reichlich vorhandenen Hornträger auf recht unromantische Art erbeutet, indem man sie mithilfe langer Stangen aus den Felsen hob.

WIE MAN DIE REHWILDPLAGE LÖST — An der Wende zur Neuzeit entwickelte sich auch die Unterscheidung zwischen hoher Jagd und niederer Jagd, die im Begriff des Niederwilds bis heute fortlebt. Hohe Jagd war dem hohen Adel vorbehalten und erstreckte sich in der Regel auf

Füttern oder nicht füttern, sein oder nicht sein.

WILDFÜTTERUNG IST GESETZ

In § 1 des Tierschutzgesetzes steht, dass der Mensch das Leben und Wohlbefinden der Tiere zu schützen hat – und Wohlbefinden setzt ohne Zweifel ein ausreichendes Nahrungsangebot voraus.

Hirsch, Wildschwein, Gämse und Steinbock. Andere Wildtiere durften von Adeligen niedrigerer Ränge und Bauern bejagt werden.

Rehwild pendelte zwischen der Qualifikation als Hochwild und Diskriminierung als Niederwild hin und her. Vor etwa 250 Jahren erklärte man Rehwild zum Niederwild und gestattete auch Bauern die Bejagung. Mit dem Erfolg, dass Rehwild bald vor der Ausrottung stand. Darauf wurden erneut Beschränkungen erlassen.

HOHE UND NIEDERE JAGD HEUTE — Die weitreichende Überwindung von Standesdünkeln hat auch die Diskussion obsolet gemacht, wer auf welches Wild das Recht zu jagen hat. Im neuen Bild der Jagd gibt es vor allem die Pflicht zu jagen, um die Tierpopulationen in den Revieren in Balance zu halten. Die Jagd auf Fuchs oder Wiesel, die den Gelegen des Auerwilds großen Schaden zufügen können, ist ethisch betrachtet von keinem geringeren Rang als die in einem ganzen Jägerleben vielleicht einmalige Jagd auf den Auerhahn.

Im Nationalpark Belluneser Dolomiten herrscht seit Jahrzehnten Jagdverbot. Desgleichen werden keine Maßnahmen zur Pflege und Reduktion des Wildbestands getroffen. Damit existiert das langfristige 1:1-Experiment einer sich selbst überlassenen Natur mit reichlichem Wildvorkommen. Allein 2000 Stück Gamswild sind dort zugange, dazu Rotwild, Steinwild, Muffelwild und so weiter bis zu Hermelinen. Das Resultat des Großversuchs: Die Wildtierpopulationen bleiben stabil auf ansehnlichem Niveau.

Tierschützer könnten nun auf den Gedanken kommen, das Modell ließe sich großflächig ausrollen, die Jagd könnte als ethisch ungerechtfertigter Eingriff in das Leben der Natur abgeschafft werden. Die Rahmenbedingungen zeigen allerdings, dass es sich um einen Sonderfall handelt. Der Park erstreckt sich über nicht weniger als 32 000 ha und auf Höhenlagen über 2 500 Meter. Die Interessen der Land- und Forstwirtschaft kollidieren dort nicht mit jenen der Wildtiere.

MENSCH VS. WILD — Wo Ausgleich zwischen den Interessen der Wirtschaft und den Bedürfnissen der Wildtiere gefunden werden muss, ist passives Verhalten keine Option. Um Wildschäden und das Aussterben ganzer Wildtierpopulationen zu vermeiden, muss der Wildbestand reguliert und den Tieren geholfen werden, über die Winter zu kommen – im Winter in tiefe Lagen abzuwandern, wo auch bei Schneelage Äsung zu finden ist, können die Wildtiere heute nicht mehr, denn die meisten Täler beansprucht der Mensch für sich.

Damit ist Wildfütterung unerlässlich, wenn man gravierende Verbissschäden und das elende Verhungern von Wildtieren verhindern will. Wo Winterfütterungen aufgelassen werden, geht eine über viele Jahre hergestellte Balance verloren, das Wild muss an anderen Orten versuchen zu überleben – mit schwer vorhersehbaren Folgen.

FÜTTERN IM NEUEN BILD DER JAGD — Weil der Mensch den Lebensraum des Wildes beschränkt hat, trägt er auch Verantwortung für die Folgen. Winterfütterungen sind das Mittel, Wildtierpopulationen stabil und an einem günstigen Standort zu halten.

Historische Jagd- exzesse: Leidenschaft, die Leiden schafft

Je größer das Ego und je kleiner gewisse andere Qualitäten, desto eher neigen Menschen zur exzessiven Selbstdarstellung. Die Jagd bot dafür die geeignete Bühne, konnte doch dabei nicht nur die eigene Macht und Herrlichkeit inszeniert, sondern auch eine gottgleiche Macht über Leben und Tod demonstriert werden.

In dergleichen gefiel sich auch der später in Sarajevo ermordete Thronfolger von Österreich-Ungarn, Franz Ferdinand von Österreich-Este. Bei Franz Ferdinand kam noch das Unglück hinzu, dass er über ein besonderes Talent für das Schießwesen verfügte und daher äußerst effektiv die Obsession der Jagd – besser: das Erschießen von Tieren – ausüben konnte.

Am Hubertustag 1911 beförderte der Fürst nicht weniger als 1200 Tiere vom Leben zum Tod und übertraf damit nicht einmal seinen eigenen Rekord – den hatte er im Juni 1908 mit 2763 Stück aufgestellt (allerdings nur Möwen). Die Lebens-Jagdausbeute des hohen Herrn belief sich schließlich auf knapp 275 000 Stück „Wild“, darunter Elefanten, Tiger, Löwen. Die Hoffnung, dies wäre maßlos übertrieben, Aufschneiderei, wie sie in den besten Jagdgesellschaften vorkommt, ist leider nur gering: Es wurde über die jagdlichen Aktivitäten des Thronfolgers peinlich genau Buch geführt, und wenn am Abend des österreichischen Kaiserreichs noch etwas funktionierte, dann solches Rechnungswesen.

Franz Ferdinand war sehr wahrscheinlich der „produktivste“ in einer schlechten Gesellschaft an schießfreudigen Regenten, Prinzen und Potentaten. Sein Onkel, der im regierungsreichen Alltag bis auf die Kaisersemmel bescheidene Kaiser Franz Joseph I., genehmigte sich immer wieder kleine Auszeiten, um eines seiner zahlreichen Jagdschlösser aufzusuchen und auf die Pirsch zu gehen. Viel gepirscht wird er nicht haben, erlegt hat er immerhin 55 000 Stück Wild.

SESAMKUCHEN ALS DOPING FÜRS GEWEIH — Dass vor dieser Zeit keine ähnlich spektakulären Zahlen in die Weltjagdchronik geschrieben wurden, ist der mangelnden Schusswaffenqualität früherer Generationen zu verdanken. Dass es nach dem Krieg nicht so weiterging, wie es zuvor geübt wurde, lag an dem neuen Rollenbild, in das sich der Hochadel zu fügen hatte. Vielleicht auch an einem Zeitgeist,

in dem derartige Perversionen als solche erkannt und geächtet wurden.

Wo absolute Macht und Schutz vor verständnislosen Beobachtern gegeben waren, lebte der Wahnsinn jedoch fort. Reichsmarschall Göring – auch Reichsjägermeister von eigenen Gnaden – unterhielt im ostpreußischen Rominten ein 250 000 ha großes, eingezäuntes Jagdrevier, in dem er kapitale Hirsche heranzüchten ließ. Das Mittel dazu war unter anderem eine mit Sesamkuchen angereicherte Diät, die man als geeignetes Stimulans für monströses Geweihwachstum erachtete.

Der Reichsjägermeister war durchaus erfolgreich und erlegte im September 1942 als Höhepunkt seiner fragwürdigen Jagdkarriere einen 22-Ender mit einem Geweihgewicht von 11,67 kg. Er verlieh dem Hirsch den Namen „Matador“ und beanspruchte für das edle Tier, der stärkste auf deutscher Scholle erlegte Rothirsch zu sein.

REKORDE IM NEUEN BILD DER JAGD — Die Freude über jede erfolgreiche Jagd und hohe Punkte bei der Bewertung von Trophäen bleibt jedem unbenommen und schadet der guten Sache nicht. Das Verständnis des Weidwerks als Leistungssport passt aber nicht ins neue Bild der Jagd.

1903 kamen Kaiser Franz Joseph I. und Zar Nikolaus zwecks Abstimmung ihrer Balkanpolitik auf Schloss Mürzsteg zusammen. Von den Mühen der Politik erfrischte man sich bei Jagdausflügen. Der Zar erlegte siebzehn Gämsen.

Göttinnen und andere Jägerinnen

Die griechische und römische Mythologie zeigt, wie sich die Menschen am Ursprung der europäischen Kultur eine erfolgreiche Bewirtschaftung des Planeten vorstellten. Für jeden Zweck gab es im Olymp eine zuständige Gottheit, die auch mit den entsprechenden Talenten für ihre Aufgabe ausgestattet war. Frauen waren in dieser himmlischen Gesellschaft zwar vertreten (obwohl unter irdischen Bedingungen vom Wahlrecht ausgeschlossen), aber in der Minderheit. Das wichtige Jagd-ressort allerdings war dem Zuständigkeitsbereich von Damen zugeordnet: Artemis bei den Griechen, Diana bei den Römern.

FEINSINN STATT GEWALT — Und das mit gutem Grund. Die beiden waren nämlich auch für die Natur und den Mond zuständig, Diana zudem auch für Geburten. Die Göttinnen der Jagd waren also feinsinnige Wesen in einer großen Schar an Gewalttätern und Raubeinen. Feinsinn und Empathie wurden also auch schon von Griechen und Römern als essenzieller für die Jagd erkannt als Kraft an der Waffe.

Dass das Thema Jagd dennoch männlich konnotiert ist, mag einem (falschen) Bild von der Rollenverteilung in den Sippen der Frühmenschen geschuldet sein – Frauen sammeln, Männer jagen – oder den Gegebenheiten der jüngeren Vergangenheit. Dabei wird gern übersehen, dass mit Ausnahme weniger Perioden Frauen stets – wenn auch in geringer Zahl – in den Jagdgesellschaften vertreten waren. Aus der Geschichte sind Berühmtheiten wie Katharina von Medici und Kaiserin „Sisi“ überliefert, die Zeitgeschichte kennt Queen Elizabeth II., deren Schwiegertochter Camilla Parker Bowles, die talentierte Gesangskünstlerin Madonna und die schöne Claudia Schiffer als Jagdscheininhaberinnen.

DER „FEMALE SHIFT“ BRINGT FRAUEN INS REVIER — In der jüngsten Vergangenheit steigt der Frauenanteil in der Jägerschaft und bei Ausbildungskursen beständig und beträchtlich. Waren vor etwa zwanzig Jahren in Österreich noch lediglich ein Prozent der Jagd ausübenden weiblichen Geschlechts, hält man bei Drucklegung dieses Buches bei etwa zehn Prozent. In den Vorbereitungskursen für die Jagdprüfung sind Frauen noch deutlich präsenter, indem sie zwanzig, dreißig oder mehr Prozent der teilnehmenden Personen stellen.

Ursache dieser Entwicklung ist unter anderem ein Phänomen namens „Female Shift“ – Frauen gehen heute selbstverständlich auch dorthin, wo früher Männer unter sich waren.

JÄGERINNEN IM NEUEN BILD DER JAGD — Damit müssen sich Männer abfinden: Frauen sind Männern bei zentralen sozialen und emotionalen Kompetenzen überlegen. Frauen gehen beispielsweise besonnener ans Werk als Männer und können sich selbst und ihre Leistungsfähigkeit besser einschätzen als Männer. Eigenschaften, die bei verantwortungsvollen und gelegentlich gefährlichen Tätigkeiten wie der Jagd sehr günstig sind. Möglicherweise sind Jägerinnen sogar die besseren Jäger ...

IMMER MEHR FRAUEN IM REVIER

Das zeigen z. B. statistische Daten aus Österreich: In den letzten fünf Jahren lag bei den Absolventen der Jagdprüfung der Anteil der Frauen bei 20 %.

Die Trophäe: Medium der Erinnerung

Zahllos sind die Schlösser und Herrenhäuser, deren Wände reich mit Jagdtrophäen geschmückt sind. Und doch entwickelte sich die Wertschätzung der Jagdtrophäen erst in jüngerer Vergangenheit.

Jahrhunderte ging es der privilegierten Jagdgesellschaft um Masse statt Klasse. Die Größe der Jagdstrecke war das Maß des Jagderfolgs, nicht die Größe der Gehörne. Erst als Mitte des 19. Jahrhunderts auch Bürger zur Jagd zugelassen wurden und vor allem der Geldadel unter den Bürgern die Jagd als Prestigeangelegenheit für sich entdeckte, wurde die Trophäe für viele zur treibenden Kraft hinter den jagdlichen Aktivitäten. Nun ging es darum, das stärkere, das bessere, das exotischere Stück – und nicht mehr möglichst viel Wild in geringer Zeit – zu erlegen.

Das hatte Folgen. Zuerst brauchte man zur Objektivierung der Trophäenqualität Bewertungskriterien, weshalb Berechnungsformeln entwickelt wurden. Als Erster machte sich um diese Angelegenheit Graf Meran Ende des 19. Jahrhunderts verdienstvoll, seit den 1950er-Jahren erfolgt die Bewertung nach den Richtlinien des Internationalen Rats zur Erhaltung der Jagd und des Wildes (CIC). Sodann wollten erfolgreiche Jäger ihre Tüchtigkeit auch gewürdigt wissen, weshalb Trophäenschauen veranstaltet wurden. Die ersten offiziellen Jagd Ausstellungen fanden 1880 in Budapest und Graz statt, eher private Schaustellungen wird es wohl ab Mitte des 19. Jahrhunderts gegeben haben.

SCHONEN, FÜTTERN, SCHIESSEN — Derartige und sogar öffentliche Anerkennung verheißend, galt das Sehnen und Trachten vieler Weidmänner (Frauen waren in dieser Zeit in der krassen Minderheit) nur noch dem stärksten Bock, dem kapitalsten Hirsch und dem spektakulärsten Steinbock (wenn man sich's leisten konnte: auch dem Tiger, Elefanten und Büffel). Das führte zur Trophäenzucht, indem man gut veranlagtes Wild bis zur Ausprägung eines maximalen Gehörns schonte, das Wild speziell und üppig fütterte und sogar exotische Tiere einkreuzte, zum Beispiel Wapitis in Rotwildpopulationen. Der Erfolg dieser Maßnahmen war selten gegeben, die negativen Effekte häufig beträchtlich.

Negativ hat sich die Trophäenjagd auch auf das Image der Jägerschaft ausgewirkt, da das schlechte Beispiel einiger – zum Beispiel das Erlegen halbzahmer Tiere zwecks Trophäenernte – von einer nur rudimentär informierten Öffentlichkeit der gesamten Jägerschaft angelastet wurde.

DIE TROPHÄE IM NEUEN BILD DER JAGD — Zu Beginn der Neuzeit betrachtete man Trophäen vor allem als Erinnerungsstücke und vermerkte darauf alle jagdlich interessanten Daten. Fallweise wurden Jagdszenen auch gemalt, um diese Informationen festzuhalten. Was die Trophäe vor Hunderten Jahren war, sollte sie auch heute sein: Ein Mittel zur Dokumentation und Medium zur Erinnerung an eine erfolgreiche Jagd.

Mitte des 19. Jh. entdeckte
der Geldadel die Jagd für sich.
Eine der Triebfedern war die
Erbeutung kapitaler Trophäen.